

Solidarität



Organ des Verbandes der graphischen Hilfs- Arbeiter und -Arbeiterinnen Deutschlands

Erscheint wöchentlich Sonnabends • Bezugspreis monatlich 0,50 RM. ohne die Bestellgebühr • Anzeigen: die 3 gespaltene Petitzeile 1,- RM. Todes- und Versammlungsanzeigen die Zeile 0,10 RM. • Sämtliche Postanstalten nehmen Abonnements an • Nur Postbezug ist zulässig

Nr. 40 • 35. Jahrgang

Berlin, den 5. Oktober 1929

Der Irrtum gewerkschaftlicher Lohnpolitik

Bei den wirtschaftlichen Kämpfen der Arbeiter um die Verbesserung ihrer sozialen Lage steht fast immer die Lohnfrage an erster Stelle. Das rührt daher, weil der Lohn die Existenzgrundlage des Arbeiters bildet und seine Höhe im allgemeinen die Art seiner Lebenshaltung bestimmt. Gleichwohl ist es falsch, ohne weiteres von der Lohnhöhe auf die Höhe der Lebenshaltung zu schließen. Es ist sehr wohl möglich, daß sich anscheinend hohe Löhne mit einer recht niedrigen Lebenshaltung verbinden. Die deutschen Arbeiter haben das in der Inflationszeit genügend kennengelernt und erfahren, daß es nicht so sehr auf hohe Lohnziffern, sondern darauf ankommt, was sie für ihren Lohn kaufen können. Für die Beurteilung der Lebenshaltung des Arbeiters kommt daher allein der Reallohn in Frage, weil sich nur aus ihm Schlüsse auf seine Kaufkraft und wirtschaftliche Stellung ziehen lassen. Alle Bestrebungen nach Verbesserung der sozialen Lage des Arbeiters, insbesondere seiner Lebenshaltung, müssen daher auf eine Steigerung seines Reallohns hinauslaufen. Hierfür gibt es nur zwei Wege: die unmittelbare Lohnerhöhung oder deren indirekte Erhöhung durch Verbilligung des notwendigen Lebensbedarfs.

In dieser Richtung gehen denn auch die Bestrebungen der Gewerkschaften und liegt das Ziel der von ihnen vertretenen Lohnpolitik. Aber die Erfolge der gewerkschaftlichen Lohnpolitik gehen die Wünsche zwischen Gewerkschaften und Unternehmern weit auseinander. Bei den zwischen Arbeiter und Unternehmern bestehenden wirtschaftlichen Gegensätzen ist das verständlich. Vom Standpunkt der Unternehmer aus gesehen, sind die gewerkschaftlichen Bestrebungen nicht nur zwecklos, sondern direkt wirtschaftsschädigend, eine Auffassung, die im alten Obrigkeitsstaat von den staatlichen Organen weitgehend geteilt und unterstützt wurde. Heute kommt diese Unterstützung nicht mehr in Frage. Die früher aufschärfte verfolgten Gewerkschaften sind staatlich als den Unternehmervereinigungen gleichberechtigte Wirtschaftsfaktoren anerkannt worden. An der Auffassung der Unternehmer über die Gewerkschaften und die von ihnen verfolgte Lohnpolitik hat sich dadurch jedoch nichts geändert.

Ein Musterbeispiel hierfür bietet eine vor kurzem veröffentlichte Schrift des bekannten Wirtschaftspolitikers Gothein, die den Titel „Der große Irrtum der deutschen Lohnpolitik“ führt und von der Unternehmernpresse mit besonderem Eifer gegen die Gewerkschaften zitiert und ausgebeutet wird. Eigentlich besteht hierfür recht wenig Grund, denn was Gothein in seiner Schrift zum besten gibt, unterscheidet sich recht wenig von dem, was andere schon vor ihm gegen die Gewerkschaften ins Feld führten, ohne damit besonderen Eindruck hervorzurufen. Gothein erhebt gegen die gewerkschaftliche Lohnpolitik den Vorwurf, daß sie bei Ablauf jedes Tarifvertrags ohne Rücksicht auf die wirtschaftliche Lage, die Schwierigkeiten der Kapitalbildung und die Gefährdung der Rentabilität der Industrie Lohnerhöhungen anstrebe und durchzuführen suche. Die natürliche Folge dieser Lohnpolitik sei die Verteuerung der Preise, die Verschuldung der Unternehmungen, Verhinderung ausreichender Kapitalbildung und die fortschreitende Erhöhung des Zinsniveaus.

Unter den Auswirkungen dieser Umstände hätten die Arbeiter von Lohnerhöhungen keine Vorteile. Selbst die im Lohn Aufgebesserten würden durch die alsbald eintretende Preissteigerung um den größten Teil der ihnen zugestandenen Lohnerhöhung gebracht. Noch schwerer werde aber die in ihrem Einkommen nicht erhöhte Bevölkerung dadurch getroffen, daß sie infolge der Preissteigerung gezwungen sei, ihren Verbrauch einzuschränken. Das allgemein wirtschaftliche Ergebnis sei: Verminderung der Wettbewerbsfähigkeit gegenüber dem Ausland; Verringerung des Gesamtanlasses, Nichtaus-

nutzung des Produktionsapparats, Erhöhung der Selbstkosten, Kurzarbeit und Arbeitslosigkeit. Aus diesem sich nach Gothein fortgesetzt wiederholenden Kreislauf sei durch die Rationalisierung nicht herauszukommen. Jeder Versuch in dieser Richtung werde durch neue Lohnerhöhungen kompensiert. Die Durchführung rationalerer Betriebsmethoden gestalte daher weder Preisherabsetzungen noch Absatzverfälschungen, vermehre vielmehr die Kapitalknappheit, steigere die Verschuldung und Zinsätze und schaffe weitere Arbeitslosigkeit. Schließlich erblickt Gothein in den durch die gewerkschaftliche Lohnpolitik herbeigeführten zu „hohen Löhnen“ die Ursache der bestehenden Finanzkrise sowie hohen Zinssätze, Zunahme der Konurse, den Rückgang der Ausfuhr und des schließlich zu gewärtigen Zusammenbruchs der Wirtschaft. Diesen Zusammenbruch zu verhüten, fordert Gothein im Interesse schnellerer Bildung von Produktionskapital Lohnabbau auf der ganzen Linie, Kampf gegen die sozialen Versicherungsleistungen, Einschränkung der öffentlichen Ausgaben für soziale und gesundheitliche Zwecke sowie Herabdrückung der Lebenshaltung der breiten Massen.

Im Rückblickslosigkeit und Offenheit gegenüber den Arbeitern lassen diese Forderungen nichts zu wünschen übrig. Nur werden sie nicht durchzuführen sein. Nicht nur deshalb, weil die Beweisführung Gotheins falsch ist und mit den bestehenden wirtschaftlichen Verhältnissen in schroffem Widerspruch steht, sondern weil auch die Gewerkschaften dabei ein Wort mitzureden hätten. Von vornherein werden die Angriffe gegen die gewerkschaftliche Lohnpolitik und die daraus gezogenen Folgerungen dadurch gegenstandslos, daß sie ja kein Ergebnis der neueren Zeit ist. Die von den Gewerkschaften vertretene und von Gothein kritisierte Lohnpolitik ist so alt wie die Gewerkschaften selbst. Wäre sie daher wirklich so verhängnisvoll für die Wirtschaft, so hätte der besichtigte Zusammenbruch längst stattfinden müssen. Dieser ist jedoch nicht eingetreten, obwohl diese Lohnpolitik mit dem Wachsen der Gewerkschaftsbewegung auf immer breiterer Grundlage zur Anwendung gelangte.

Bei Beendigung des Krieges freilich stand die deutsche Wirtschaft vor dem Zusammenbruch, den nur die Opferwilligkeit der Arbeiter verhinderte. Diese mußte schließlich ein Ende nehmen, weil sie von den Unternehmern schändlich mißbraucht wurde. Um ihre Lebenshaltung vor noch tieferem Herabsinken zu retten, waren die Arbeiter zu Lohnforderungen gezwungen. Das hat jedoch den trotz aller gegenteiligen Behauptungen der Unternehmer nicht abzuliegenden Wiederaufstieg der deutschen Wirtschaft nicht gehindert. Die von ihnen bekämpfte gewerkschaftliche Lohnpolitik wirkte vielmehr dahin, den wirtschaftlichen Fortschritt zu fördern. Er wäre sicher noch größer, wenn die Unternehmer auch nur einiges Verständnis für die Lohnpolitik der Gewerkschaften aufbringen und einsehen würden, daß die Aufwärtsentwicklung der Wirtschaft eine möglichst hohe Lebenshaltung der arbeitenden Massen zur Voraussetzung hat.

In einem freilich muß man Gothein zustimmen! Der von den Arbeitern in den von ihnen geführten Lohnkämpfen gewonnene Vorteil ist ein sehr mäßiger... Doch was folgt daraus? Die von den Unternehmern behaupteten, angeblich den wirtschaftlichen Aufstieg drohenden hohen Löhne sind gar nicht vorhanden! Nach den Meßziffern des Statistischen Reichsamts haben sich die Durchschnittslöhne seit 1914 für die gelehrten Arbeiter von 100 auf 180, für ungelernete Arbeiter auf 199 erhöht. In der gleichen Zeit sind die Meßziffern der Lebenshaltungskosten von 100 auf 161,6 gestiegen. Daraus geht hervor, daß die Arbeiter trotz Steigerung ihrer Nominallöhne keine Erhöhung ihrer Lebenshaltung durchsetzen konnten, ihr Reallohn im wesentlichen unverändert geblieben, zum Teil sogar gesunken ist.

Daran sollen nach Gothein die Lohnforderungen der Arbeiter selbst schuld sein! Das heißt jedoch die Dinge auf den Kopf stellen! Es kann nicht bestritten werden, daß die stattgefundenen Rationalisierung der Betriebe deren Erzeugungsfähigkeit ganz erheblich gesteigert und die Produktionskosten gesenkt hat. Wenn dennoch Preissteigerungen eintraten und noch stattfinden, so tragen nicht die Löhne der Arbeiter Schuld daran. Diese fällt vielmehr lediglich der monopolistischen Preisbildung der Kartelle und Konzerne zur Last, der gegenüber Lohnforderungen der Arbeiter zur unabwiesbaren Notwendigkeit werden, wenn sie nicht der Verelendung anheimfallen wollen. Leider ist es der gewerkschaftlichen Lohnpolitik bis jetzt noch nicht gelungen, diese den Wirtschaftsaufstieg hindernde Monopolstellung der Unternehmer zu durchbrechen. Sie mußte in diesem Punkte versagen, weil die Beseitigung der Preishegemonie der kapitalistischen Kartelle und Konzerne außerhalb ihres Wirkungsbereichs liegt. Einen dahingehenden Einfluß zu gewinnen, werden die Gewerkschaften aber anstreben müssen, wenn sie die wirtschaftlichen und sozialen Erfolge ihrer Tätigkeit sichern wollen.

Jahresversammlung der Deutschen Gesellschaft für Gewerbehygiene

Die Gesellschaft für Gewerbehygiene erfreut sich trotz der kurzen Zeit ihres Bestehens wachsender Beachtung weitester interessierter Kreise. Besonders in den Kreisen der Gewerkschaften ist dieses steigende Interesse in ganz besonderem Ausmaße zu beobachten und natürlich zu begrüßen. Wir dürfen auch vorbehaltlos den Grund für diese wachsende Anteilnahme feststellen: die Gesellschaft für Gewerbehygiene hat unter reger Mitwirkung der Gewerkschaften für manche gewerbliche Schutzmaßnahmen den Boden bereitet und durchaus wichtige Vorarbeiten geleistet. Diese Vorarbeiten wären ohne diese Gesellschaft eben nicht oder doch unzulänglich geleistet worden. Wir brauchen dabei nur an die Hauptthemen der seit Gründung der Gesellschaft stattgefundenen Jahreshauptversammlungen zu denken, um zu ersehen, wofür große Arbeiten bereits geleistet worden sind: die gewerblichen Vergiftungen, Arbeitszeit und Ermüdung, Beleuchtung und Temperatur der Arbeitsräume, die Frauenarbeit usw. sind ganz willfährlich herausgegriffene Themen, die der Lösung entgegengeführt wurden. Diese Themen wurden nun nicht nur in theoretisch-wissenschaftlicher Weise bearbeitet, nein, sie wurden bearbeitet unter denkbar intensiver Mitwirkung der Arbeiterschaft. Gerade dadurch erscheint uns der durchschlagende Erfolg der Gesellschaft gegeben, weil Wissenschaft und Praxis so eng zusammenarbeiten. Es ist uns daher auch eine besondere Freude, berichten zu können, daß an der diesjährigen Tagung der Gesellschaft in Heidelberg über 150 Gewerkschaftler teilgenommen haben. Diese rege Anteilnahme der Gewerkschaften kommt auch in der Beteiligung an den sogenannten Kurzreferaten zum Ausdruck. Diese Kurzreferate sollen neuere wichtige Beobachtungen und Originalarbeiten auf dem Gebiete der Gewerbehygiene zur Darstellung bringen. Nicht weniger als vier Referate sind hierzu von gewerkschaftlicher Seite gegeben worden. Es sprachen: der Kollege Dr. Meyer-Brodnick vom DGB, Kollege P. Levy vom Gemeinde- und Staatsarbeiter-Verband, Kollege E. Riedel vom Bezirksbund und endlich Kollege A. Schredinger vom Zentralverband der Maschinisten und Heizer. Wenn auch das Thema der diesjährigen Tagung, „Fabrikbau“ und „Fabrikheizung“ für die Gewerkschaften ganz außerordentlich aktuell war, so dürfen wir doch glauben, daß dieses Interesse für die Tätigkeit der Deutschen Gesellschaft für Gewerbehygiene nicht nur erhalten bleibt, sondern noch an Umfang zunimmt im Interesse des deutschen Volkes und der deutschen Arbeiterschaft.

Banne die Sorge

Schon mischt sich Rot in der Blätter Grün,
Kedern und Ähren sind im Verblühen,
Die Trauben geschlitten, der Hafer gemäht.
Der Herbst ist da, das Jahr wird spät.

Und doch — ob Herbst auch — die Sonne glüht.
Weg drum mit der Schwermut auf deinem Gemüt!
Banne die Sorge, genieße, was frommt,
Es Stille, Schnee und Winter kommt.

Theodor Fontane.

Die Schreibfeder im Wandel der Zeiten

Von Dr. H. Frey.

Wenn die Schreibfeder aufgenommen ist, läßt sich nicht genau angeben. Soviel steht aber fest, daß sie ein uraltes Kulturgut ist und auf eine Geschichte von mehreren tausend Jahren zurückblicken kann, die einen äußerst interessanten Verlauf zeigt und in großen Zügen den Gang der allgemeinen Kulturentwicklung widerspiegelt.

Nach den Ergebnissen der Altertumsforschung scheint die älteste Feder aus Schilfrohr gewonnen zu sein, das am besten aus Unterägypten bezogen wurde, da die meisten anderen Rohstoffe zu schwammig waren und sich zum Schreiben wenig eigneten. Man schnitt das mit Bimsstein geglättete Rohr nach einer Seite spitz zu, versah es mit einem Spalt, um der als Tinte dienenden gefärbten Flüssigkeit einen Ausfluß zu ermöglichen, und konnte nun schreiben. Die alten Griechen und Römer haben jedenfalls hauptsächlich Federn aus Schilfrohr verwendet, und heute noch wird dieses in einigen ferneren Gegenden — wie z. B. im Sudan, am Nil, auf den Sundainseln — als Schreibgerät benutzt. Vogelfedern zum Schreiben waren dem klassischen Altertum wahrscheinlich unbekannt. Verschiedene Funde haben indes erwiesen, daß von den Römern schon Metallfedern aus Kupfer- und Bronzeblech hergestellt worden sind; nur bestanden Feder und Halter aus einem Stück.

Auch im germanischen Kulturleben finden wir zunächst die Kofffeder als Schreibwerkzeug vor. Sie wurde dann zur Zeit der Völkerwanderung durch die Federkiel nach und nach verdrängt. Bereits im siebenten Jahrhundert stellte der Federkiel für alle die wenigen, die sich auf Schreiben verstanden, ein unentbehrliches Besitztüm dar, dessen Gebrauch sich in dem Maße allmählich ausdehnte, in welchem es weitere Kreise rasch fesselten, zum Nutzen ihres Berufes und Standes mit der Kunst des Schreibens sich vertraut zu machen.

Bevor man den anzupfehenden Kiel zum Schreiben verwenden konnte, mußte er rein geläutert und getrocknet oder durch heiße Asche gezogen werden; ließ man ihn etwa ein Jahr liegen, so verlor er alle Feinheit und war vorzuziehen zu benutzen. Vieles wurden Federn aus dem rechten Flügel bevorzugt, weil solche besonders leicht in die Hand sich einfügten. Zum Schreiben auf Pergament, was ungemöhnliches widerstandsfähiges Federmaterial erforderte, griff man häufig auf starke Schwannenteile zurück, während sonst außer den allgemein gebrauchlichen Gänsefedern u. a. auch Raben- und Pelitantielle Verwendung fanden.

In der Regel war die Lebensdauer der mühselig hergerichteten Federstößen außerordentlich groß. Es bedeutet infolgedessen keine Seltenheit, daß jemand Jahrzehnte hindurch ein und dieselbe Feder benutzte. Der durch seine satirische Dichtung „Das Narrenschiff“ berühmte gewordene Kanzler Sebastian Brant (1457—1521), welcher als einer der produktivsten Schriftsteller seiner Zeit anzusehen ist, soll der Überlieferung nach mit einem einzigen Gänsekiel mehr als dreißig Jahre geschrieben und viele Tränen vergossen haben, als er diese Feder verlor. Wie sehr überhaupt der Federkiel geschätzt wurde, geht aus den zahlreichen Lobshymnen hervor, die ihm im Laufe der Zeit gesungen worden sind.

Fast anderthalb Jahrtausend hat der schwermüde Federkiel seine Herrschaft ausgeübt. Ihm gegenüber vermochten metallene Federn sich zunächst nicht durchzusetzen; fanden doch die Federn, die man seit etwa Mitte des sechzehnten Jahrhunderts in Nürnberg und an anderen Orten Süddeutschlands aus Messing, Silber oder Eisen herzustellen begann, wegen ihrer allzu großen Anzulänglichlichkeit und ihres verhältnismäßig hohen Preises wenig oder gar keinen Anklang. Immer wieder kehrte man zu dem Federkiel zurück, der bei uns noch in den fünfziger Jahren des vorigen Jahrhunderts sich als Schreibwerkzeug allmählich zeigte. In dieser Sachlage trat erst eine Änderung ein, als die Stahlfeder als Massenprodukt auf der Weltausstellung in Paris im Jahre 1889 seinen Preis bei jedem Händler zu haben war.

Aber Stahlfedern verlauden zum ersten Male etwas in handhübschlichen Aufzeichnungen des Bürgermeisters Johannes Janßen in Aachen, der 1748 die Stahlfeder erfinden haben will und sie angeblich auch nach dem Auslande verhandelt. Ob die Stahlfeder, welche 1780 von dem Schiffsreingemacher Samuel Harrison in Birmingham angefertigt wurde, auf jene Aachener Federn zurückgeht, ist ungewiß. Ebenfalls läßt sich nicht mehr einwandfrei ermitteln, inwieweit der sonst noch als Erfinder der Stahlfeder genannte Schriftschreiber Heinrich Bürger in Königsberg i. Pr. an ihrer Erfindung oder Verwirklichung auch wirklich beteiligt war. Dagegen ist wohl unbestritten, daß Alois Senefelder, der Erfinder der Lithographie, rundergebene Stahlfedern, vornehmlich für künstlerische Zwecke, gefertigt und durch seine einschlägigen Arbeiten die Technik der Federherstellung wesentlich gefördert hat.

Wie dem aber auch sei: Als Vorfahren zur Anfertigung der Stahlfeder beruhten anfangs auf Handarbeit und gestalteten die Köpfe der einzelnen Federn viel zu hoch, um diese dem allgemeinen Gebrauch zugänglich zu machen. Dazu war Erzeugung mittels Maschinen notwendig, die in England zuerst angenommen wurde und eine großartige Entwicklung erfuhr, als 1830 James Perzy in seiner geschäftlichen „Perrin pen“ eine stark verbesserte Form der Stahlfeder herausbrachte. Durch diese Erfindung, die einige Jahre später patentiert wurde, war der englischen Industrie ein weiterer Vorprung auf dem Gebiete der Stahlfederherstellung gesichert. Schon bald nach 1840 verarbeitete Joseph Gillot in Birmingham jährlich viele Hundert Tausend Stahl zu Federn. Eine Zeitlang war England überhaupt das einzige, Stahlfedern in großen erzeugende Land, bis dann im Jahre 1856 in Berlin eine Stahlfederfabrik ins Leben ge-

ruft wurde, der späterhin in Deutschland und auch in anderen Ländern weitere derartige Gründungen folgten. Mittlerweile hatte die Füllfeder die ersten, schicklichen Versuche gemacht, in der Schreibpraxis Fuß zu fassen. In ihrer Idee ist übrigens die Füllfeder durchaus nicht so neuen Ursprungs, wie manchmal angenommen wird. Aus einer überkommenen Reifebeschreibung geht nämlich hervor, daß bereits gegen Ausgang des sechzehnten Jahrhunderts in Frankreich Schreibfedern im Gebrauch zu finden sind, die wahrscheinlich den ältesten — allerdings noch sehr unfertigen — Typ der Füllfederhalter darstellen. Etwa hundert Jahre später wurden von einem Leipziger Medantier Füllfedern schon verfeinerter Art konstruiert. Sie bestanden aus einer drehbaren, sich etwas verjüngenden Hornröhre, die an ihrem dünnen Ende eine auswechselbare Federstange trug, am dickeren Ende durch einen Schraubendeckel verschlossen war und hier mit Tinte gefüllt wurde. Aus einer feinen Öffnung floß immer genau so viel Tinte, wie man zum Schreiben gebrauchte. Beschreibung und Abbildung jener Feder wurden durch den „Gothaischen Hofkatalog“ von 1791 bei uns bekannt. Um diese Zeit ist auch in Italien und England die Anfertigung von Füllhaltern nachweisbar.

Die eheliche Liebe

Klorinde starb; sechs Wochen drauf
Gab auch ihr Mann das Leben auf,
Und seine Seele nahm aus diesem Weltgetümmel
Den pfelgeraden Weg zum Himmel.
„Herr Petrus“, rief er, „aufgemacht!“
„Was für ein wacker Christ.“ —
„Der man für ein wacker Christ?“
„Der manche Nacht,
Seitdem die Schwindsucht ihn aufs Krankenbette
In Furcht, Gebet und Zittern wachte. (brachte,
Macht bald!“ — Das Cor ward aufgetan.
„hal ha!“ Klorindens Mann!
„Mein Freund“, spricht Petrus, „nur herein,
Noch wird bei Eurer Frau ein Plätzchen ledig sein.“
„Was? Meine Frau im Himmel? Wie?
Klorinden habt Ihr eingenommen?
Lebt wohl! Habt Dank für Eure Müh!“
Ich will schon sonstwo unterkommen.“

G. E. Lessing.

Zu Beginn des neunzehnten Jahrhunderts hat es dann in England nicht an Bemühungen gefehlt, die noch immer ziemlich primitive Füllfeder zu verbessern, Bemühungen, die sich später in Frankreich wiederholten, aber hier wie dort gundlegende Erfolge nicht zeigten. Eine wirklich brauchbare Form des Füllfederhalters wurde erst im Jahre 1843 von einem amerikanischen Erfinder herausgebracht, wodurch die „amerikanische Füllfederhalterfabrikation“ für geraume Zeit eine bedeutende Vormachtstellung erlangte. Die Vereinigten Staaten von Amerika bedürfen auch jetzt noch des Hauptbedarf der Welt, doch ist ihnen seit ungefähr dreißig Jahren in der jungen deutschen Füllfederindustrie ein mächtiger Konkurrenz entgegengetreten, dessen Erzeugnisse als vollkommen gleichwertig anzupreisen sind und sich darum gut eingeführt haben.

Gewiß, dem Faßten und Tagen der neueren Zeit, dem auf allen Gebieten hervortretenden Fortschritt, durch Anwendung von Maschinen menschliche Arbeitskraft zu ersetzen, konnte eine auch noch so veredeltete Schreibfeder auf die Dauer nicht genügen. Heutzutage beherrscht denn die feinsten Schreibmaschinen Büro und Kontor; selbst der Privatmann macht von ihr immer mehr Gebrauch, um sich die handhübschliche Anfertigung seiner Schreibarbeit zu ersparen. Und mag auch dieser Entwicklungsprozeß noch längst nicht abgeschlossen sein, ist deswegen ein gänzlich Verschwinden der Schreibfeder nicht zu befürchten; ein Teil der Gelegenheitschreiberei wird ihr auch in Zukunft überlassen bleiben müssen.

Straßentampf

Von Walter G. Oshilewski.

Wir waren eine hübsch verkommene Bande, wir Jungens aus der Badstraße, eine wildhüftige Kamerade gegen die Trägheit, immer sprunghaft, in ein Abenteuer zu stürzen, lustig und rüchlings, mit einem frohen Pfiff zwischen den Zähnen. Gleichgültig, kurzweilig, dreißig vom Schopfhaar bis unter die Fußsohlen, vollgepumpt mit etwa drei Liter springelndem Blut, ein wenig angebraten vom Feuer der Jugend. Das waren wir, der Schwarm der Straße, die unsere Bräute war, Kaufleute wir, zerbeult und flink wie die Fledhöschen. Alle waren gegen uns: die Schulmeister, die Heußären, der Herr Wawer, die Gemeindeführer, die Hebamme, Vater und Mutter, und wir waren in manchen Stunden fast vereinsamt in den Spielen unserer Kindheit, hatten wir doch oft nur die erdärmliche Schimpferei der überwollenden stotternden Anwohner auf dem Rücken. Aber paß! da fiel alles glatt hinunter.

Der kleine, dicke Baldinger, ein struppiger Bär und gerissen wie ein Tauende, wohnte Nummer sieben, also Badstraße 7; Böhm, dem die selige Kellerei der Straße schon einmal die Nase zertrümmert, die nun ganz besonders schön aussah, Nummer 18; der posternarbige Hannes Baumling, Nummer 61; und ich, kein geringerer Dreibeutel, Nummer 28. Wir vier Kan hoch bildeten die Elite der Gesellschaft, sojaglen die geistige Oberflächlichkeit, mit der es, was das Geistige anbelangt, nicht allzu weit her war. Der dicke Baldinger war trotz seiner körperlichen Aufgebblenheit der Gewiegteste von uns allen, das wurde aufrichtigermaßen anerkannt, und war unser Anführer.

Kamp, das war unsere geheime, sorgsam behütete Versammlungslokation, ein durch eine Stallkammer dürftig erleuchtetes Kellerloch in Nummer 7, das wir mit Zeitungspapier tapeziert zu einer einigermaßen hübschen, wenn auch etwas modrigen Wude hergerichtet hatten, wenn auch

die Bezeichnung Kamp für diesen unterirdischen Kasten natürlich ein ganz gehöriger Witz war. Hier wurde nun mit viel Temperament und schlechtem Tabak phantasiert, daß die hanebüchenden Träumereien des ehlen Don Luichotte ein Dreck dagegen waren, manche mühselig erworbene Schulweisheit in Grund und Boden geräufelt, Dummheiten ausgekostet, Kriegserklärungen entworfen, geschworen, geänkert, lätiowiert und die Friedensspeife geräucht; Himmel, was weiß ich nicht noch alles!

Es waren wilde Jahre, gerade die schlimmsten für uns, als das Blut in den Adern leis zu tanzen begann und uns die zartandulende Brust eines gleichaltrigen Mädchens wirr und schielend maßte und ein dumpfer Druck sich wie ein Stemmen gegen die Schläfen preßte. Da war es gut, daß wir Bewegung hatten in den wenigen freien Stunden und uns müde loben und rauhen konnten.

Die gleichaltrigen Kerle aus der benachbarten Hanfstraße, kurz „Hänflinge“ genannt, das waren für uns, rundweg herausgeplatzt, ausgemachte Schweinehunde. Daß Böhm eines schönen Tages der Gemütskranke Schurbe eine Handvoll Kirchen aus dem Korb grapschte und die dann in selbstverständlicher Soldatart mit uns teilte, verpehten diese Brüder, und das Ende von der Geschichte war, daß wir alle vier abgefaßt und vom Mann der Schurbe, der sich noch zu diesem beabsichtigten Zweck zwei handfeste Bürsten dazu gemietet hatte, jämmerlich verprügelt wurden. Aber das war nicht das Ärgste, was uns passieren konnte. Wir sahen wohl etwas blau und did anlaufen um die hintere Körperpartie aus, aber das schrumpfte schon wieder zusammen. Und die „Hänflinge“ konnten sich auch auf etwas gefaßt machen. Wir waren nur noch nicht so weit, denn vier Mann können doch bei Gott nichts gegen so eine Korona ausrichten. Aber wie gesagt, das Sündenregister der „Hänflinge“ sollte noch um eine weitere und größere Schandtat vermerkt werden. Denn schlimmer war es schon, als sie eines Nachts heimlich auf unsere Wude rüdten und alles, was nicht niet- und nagelstark war, demontierten, ausplünderten und unser Heiligum dann so vollstauten, daß wir uns, als wir am anderen Morgen, an einem schulfreien Tage, zornbeben die Befragung sahen, die Nasen zuhalten mußten. Das war nun hinreichend Grund genug, jegliche Beziehungen, auch die losesten, zu dieser Schmutzbande abzubrechen, was wir auch getan haben. Der Lokalspatriotismus unserer Straße schlug Flammen, denn die so friedfertige Politik unseres Bundes sowie die Ehre jedes einzelnen von uns wurde in der schamlosesten Weise besudelt und unsere Gefühle auf das größte verletzt. Die Erregung war echt, das kann niemand bestreiten. Wir trammelten schleunigst unsere Jungens aus der Badstraße zusammen; mit Nadau begann der Kriegszug, und die Sitzung endete in heroischer Entschlossenheit. So, nun waren wir etwa 18 Mann, wenn wir die fünfjährigen Heulpieper, die wir ansonsten nicht für toll nahmen, die sich aber nun einmal für unsere gerechte Sache entschließen hatten, mit dazu rechneten, und nun war die Sache klar, und wir konnten am 30. September, mit allem zeremoniellen Watwerk aufgewußt, die Kriegserklärung förmlich loslassen. Diese Kampserklärung wurde auch förmlich fixiert, und ich habe noch heute die Ehre, Autor dieses für uns so wichtigen Schriftstückes aus unserer Kanabenseit zu sein. Das Ding, das jeder Kenntnis der diplomatischen Verfahrensordnung, sah etwa so aus:

Kriegserklärung!!!

An die Schweinehunde aus der Hanfstraße!

Ihr habt uns am vorigen Donnerstag, verpöht, von wegen der Kirchengläuberei. Das ist gemein von Euch gewesen. Ihr habt auch unsere Wude kaputt geschlagen und sie vollgesch... Darauß steht Krieg! Dreck und Feuer über Euch!

Die Kaufleute aus der Badstraße,
Baldinger, Hauptmann.

Aber das „Dreck und Feuer über Euch“ bin ich auch heute noch ein wenig stolz. Das klang gut, begeisterte uns und war auch ganz richtig. Der lange Böhm mit der verhungerten Nase wurde zum Kurier bestimmt, mußte solchen Zeichens ein Taschentuch um den Kopf binden und die schief abgedeckte Bannfelle in die Hanfstraße bringen. Dribben, bei den feindlichen Heerführern, wurde er mit Hals empfangen; die wußten ja, was los war. Böhm konnte sich vorerst gar nicht seines gewichtigen Auftrages entledigen. Er wurde hin und her geschuppt, dann endlich wurde auch der Vorlaut unserer Kriegserklärung in weiteren Kreisen des Wortes der Hanfstraße bekannt. Der widerderne Briemeisen aus der Ober-Hasse, der gefürchtete Häuppling der „Hänflinge“, stieg auf eine Leiter, und so, über den Körper seiner Bande tumelnd, verlas er unter Gebrüll der Zuhörer unsere Kampfanlage. Daran schloß sich eine trompetende, durch hüßigen Böhm außerordentlich interpunktierte Brandrede, daß dem Böhm etwas trüblich ins Herz wurde und er sich in unsere Nähe wünschte. Es kamen sehr laugroße Worte darin vor, die einen, wenn man nicht mit der Hölle beheimatet ist, schon ängstlich machen können. Nachdem unter lautem, begeistertem Beifall seiner Anhänger Briemeisen geendet hatte, spie er mit außerordentlicher Energie und mit einer beispiellosen Geschäftlichkeit, die unfernen neidisch machen konnte, in die Richtung unserer Badstraße und sprach dann dröhnend auf die Erde. Da kommt unser dicker Baldinger doch nicht mit, dachte wohl Böhm bei sich. Der mag vielleicht gerissener sein, ja, aber reden konnte er nicht so wie der Briemeisen, der auch die Schlafmüßigkeit zur prallen Explosion aufpeitschte. Und das ist doch viel wert, sagte er sich.

(Schluß folgt.)

Das größte Gemüts des Fortschritts ist die Stumpfheit, und der bequeme Mantel der Stumpfheit ist das Besseerwissenwollen des Nichtwissens, das billige Mädeln an allem, was eifrig und mutig vorwärtsstrebt. Euden.

Du mußt handeln, als seißt du der einzige unbedingte verlässliche Mensch auf der Welt, der Opfernde, der für sich kein Opfer fordert.

Eine große Tat in Worten,
Die du einste zu tun gebest.
Oh, ich denke solche Worten
Geistiger Schuldenmacher fängt.
Hier ist Abodus, komm und zeige
Deine Kunst, hier wird getanzt,
Doch tolle dich und lächle,
Wenn du heut' nicht tanzen kannst.

Heinrich Heine.

Die Unternehmerrparade in Düsseldorf

Jur Tagung des Reichsverbandes der Deutschen Industrie schreibt der „Gewerkschaftliche Wirtschaftsdienst“: „Die Straßen um das Apollotheater in Düsseldorf waren vollständig verstopft von Autos; die Straßenbahn mußte halten und konnte nur schrittweise vorwärts; viel Volk lief zusammen, und erlautet fragte der ahnungslose Bürger der Radfahrerstadt: Was ist denn hier eigentlich los? Der Reichsverband der Deutschen Industrie hatte seine Mitgliederversammlung nach dem Herzen des industriellen Westens berufen. Wie immer war auch diese eine Massenversammlung von mehr als 2000 Teilnehmern. Nielsdorf war Düsseldorf nicht ohne Grund als Tagungsort gewählt worden. Hier in der Stadt der Eisen- und Stahlartelle, wo die Hochhäuser der Riesenunternehmungen trübig den Himmel ragen, liegt die ältere Schiefer und dem Namen nach die jetzige Bezirksverteilung des Reichsverbandes: der Verein. In diesem geben die Thysse und Kersch den Ton an. Vetterer ermunterte in seiner Begrüßungsrede die Referenten und Berichterstatter, die Dinge zu schildern, wie sie sind, d. h. wohl recht scharf die Forderungen des Unternehmertums herauszuarbeiten. Man hatte als Teilnehmer so das Gefühl, daß der Reichsverband mit der Verlegung seiner Tagung nach dem Westen etwas versöhnend auf die Gemüter einwirken wollte. Ob das auf die radikalen Scharfmacher, die in vielen Dingen ganz andere Wege gehen als der Spitzenverband, Eindruck gemacht hat, wagen wir zu bezweifeln.

Auch in diesem Jahr waren Behördenvertreter und Ehrengäste in großer Zahl erschienen. Deren erlauchte Namen füllten allein 14 Seiten des Teilnehmerverzeichnis. Weit über 100 Vertreter der großen Presse waren gekommen, um die Verhandlungen ins Scheinwerferlicht der breiten Öffentlichkeit zu rücken. Ganz zu schweigen von den Tausenden Industriellen, die den großen Theatern ausfüllten. So konzentriert findet man wirtschaftliche Macht niemals vereinigt, als wenn dieser „völlig geschlossene Bloß der deutschen Industrie“, wie Dr. Duisberg den Reichsverband nannte, bestimmen ist. Doch fiel es auf, daß weder ein Reichsminister noch ein Staatsminister anwesend war. In ihrem Namen begrüßte Staatssekretär Trendelenburg die Versammlung.

Die Tagesordnung des Kongresses bestand in wohlabgewogenen Referaten über die Probleme der deutschen Wirtschaft und ihr Verhältnis zu der Weltwirtschaft und dem inländischen und ausländischen Kapitalmarkt. Der Reichsverband wußte diesmal der Erörterung der Reparationsfrage aus. Ob mit Rücksicht auf die Umgebung und die Gastgeber oder aus anderen Gründen steht dahin. Eine außerordentliche Mitgliederversammlung soll dies nachholen. Staatssekretär Trendelenburg hatte ganz recht, wenn er in seiner Begrüßungsansprache ausführte, daß noch niemals so schwere Entscheidungen mit Rückwirkungen auf die Wirtschaft zu treffen waren als im kommenden Herbst und Winter. Da wird es sich um den Kampf um die Lastenverteilung handeln, der zwischen den beiden Faktoren Kapital und Arbeit auszufechten ist.

Es kann sich naturgemäß für uns nicht darum handeln, auf die Fülle von Material einzugehen, die in den sorgsam ausgearbeiteten Referaten der Versammlung vorgelegt wurde. Unsere Aufgabe ist es, das Wesentlichste herauszugreifen. Es liegt in der Bedeutung der Sache, daß fast kein Redner verabsäumte, die Frage Unternehmertum und Arbeiterchaft in den Kreis der Erörterungen zu ziehen. Da die Gewerkschaften von den Leuten des Reichsverbandes als die erste Interessenvertretung der Hand- und Kopparbeiter anerkannt werden, so spielten sie naturgemäß eine große Rolle. Das ist für uns Gewerkschaftler eine Genugtuung. Von allgemeiner Bedeutung dürfte es sein, daß der Vorsitzende der Versammlung und erster Mann des Reichsverbandes, Geheimrat Duisberg, ein Bekenntnis zum heutigen Staat ablegte. Aus den Mienen der Industriemänner konnte man es ablesen, daß nicht alle dieser Meinung sind. Und wenn man dem heutigen Staatswesen günstig gefunden ist, dann ist nicht zu verstehen, daß weder außerhalb noch innerhalb des Tagungsortes die Reichsfarben zu sehen waren. Das wäre eine vorzügliche Gelegenheit gewesen, nach außen zu zeigen, daß es sich nicht um ein Lippenbekenntnis handelte. Weiter ist es noch von Interesse, daß das organisatorische Sperrjahr um ein Jahr verlängert ist, d. h. keine Neugründungen von Organisationen vorgenommen werden sollen. Allerdings gilt dieser Beschluß mit gewissen Einschränkungen. Na, wir haben auch so Verbandsgebilde genug!

Duisberg gedachte der einschlafenen Zentralarbeitsgemeinschaft mit, daß die Industrie nach wie vor dem Geist der Versöhnlichkeit und des Ausgleichs und zur Gemeinschaftsarbeit bereit sei. Die Herren werden bei den bevorstehenden Kämpfen zu zeigen haben, inwieweit der

Geist der Versöhnlichkeit ihr sonstiges Handeln beeinflusst. Natürlich ging der Vorsitzende auf die staatliche Wirtschaftspolitik ein, wobei er den allgemeinen Unternehmerstandpunkt vertrat. Das Referat Duisbergs klang in die Worte aus: „Einigkeit und abermalige Einigkeit innen und außen muß und soll unsere Parole sein!“ Soll sich dies auf das ganze Volk beziehen, dann muß man uns schon gefastet, solche und ähnliche Äußerungen als Phrasen zu bezeichnen. Es sei denn, wir könnten von dieser Seite einmal handgreifliche Taten sehen.

Sowohl Duisbergs Vortrag als auch die Reden der Herren Kalle und Weber waren aber zum Teil gegen den Einfluß der Arbeiterchaft in Staat und Wirtschaft gerichtet. Die positive Einstellung der Gewerkschaften zum Staat und der heutigen Wirtschaft und die tätige Mitarbeit dieses Systems durch Eingruppierung und unablässige Tätigkeit auf allen Gebieten umzuwandeln, gefällt den Vertretern der Unternehmer durchaus nicht. Und deshalb die Gegenwehr mit dem Ziele, diesen Einfluß zu beseitigen. Da hat es den Herren besonders das Programm angetan, was von den Gewerkschaften unter dem Begriff Wirtschaftsdemokratie aufgestellt wurde. Dieses Wort scheint selbst den höchsten Spitzen der Unternehmerrpyramide derartig in die Glieder gefahren zu sein, daß sie einen erheblichen Teil ihrer Tagung dazu verwandten, diesem Drafen zu Leibe zu gehen. Duisberg glaubt einen besonderen Trumpf auszuspielen, indem er auf die Arbeiterbank und die Konsumgenossenschaften verwies, die ebenfalls nach kapitalistischer Methode geleitet würden. Dieser Einfall hat so gut gefallen, daß er von den Herren Weber und Frowein ebenfalls als Beweistrakt herangezogen wurde. Dr. Weber schien sich besonders berufen zu fühlen, gegen das Schreckgespenst Wirtschaftsdemokratie anzureden. Er suchte die Versammlung mit einigen Zitaten aus dem Buche des Genossen Raptali graulich zu machen. Namentlich mit der Feststellung, daß der Weg zum Sozialismus über die Demokratisierung der Wirtschaft führt. So war also der Kampf gegen die Wirtschaftsdemokratie das eigentliche Thema der Düsseldorfer Verhandlungen. Doch daneben konnte Dr. Weber nicht umhin, anzuerkennen, daß die Gewerkschaften notwendig waren und notwendig sind und viel Gutes geschaffen haben. Nun gut — nehmen wir dies zur Kenntnis. Immerhin gibt es aber noch viele Unternehmer, die den Gewerkschaften jede Geltendmachung absprechen. Doch daran können wir uns nicht stören.

Schwere Entscheidungen stehen bevor. Die Düsseldorfer Unternehmerrtagung kann man als einen Auftakt zu den Auseinandersetzungen zwischen Unternehmertum und Arbeiterchaft bezeichnen. Hier war der größte Machtfaktor der Gegenseite versammelt. Er und die anderen werden bei dem Kampf um die Lastenverteilung, um die Staatsmacht usw. eingesetzt werden. Darauf gilt es sich einzustellen. Nur etwas muß die Arbeiterchaft schmerzlich berühren, daß ihnen solche geschlossenen Organisationen nicht zur Verfügung stehen. Vielleicht führen die Betrachtungen über eine solche Tagung dazu, sie anzupornen, daß einer Macht nur eine Gegenmacht gegenübergestellt werden kann.

Aus den Zahlstellen

Gera. Am 18. September fand unsere Mitgliederversammlung statt. Der Vorsitzende begrüßte zuerst den neuen Gauleiter, Kollegen Wambacher, Erfurt. Anschließend hielt Kollege Wambacher einen Vortrag über „Gewerkschaftliche Fragen im Buch- und Steindruck“. Redner sprach unter anderem über das Bestreben der Unternehmer, die Lebenshaltung der Arbeiter zu verschlechtern. Die Verlängerung der Arbeitszeit, Lohnkürzung und vor allen Dingen der Abbau der Arbeitslosenunterstützung ist ihr Ziel. Dem Unternehmer ist diese soziale Einrichtung ein Dorn im Auge. Werden die Anträge der Scharfmacher angenommen, so ist der größte Teil der Arbeitslosen bald ohne Unterstützung. Darum habe die gesamte Kollegenchaft das größte Interesse, den Abbau mit allen zu Gebote stehenden Mitteln zu verhindern. Der Vorsitzende dankte dem Kollegen Wambacher für seine interessanten und lehrreichen mit Beifall aufgenommenen Ausführungen. Eine Entschließung wurde einstimmig angenommen. Sie lautet: „Die kapitalistischen Reaktionen aller Richtungen führen einen erbitterten Kampf gegen die Sozialgesetzgebung, besonders gegen die Arbeitslosenversicherung. Die armen Opfer einer verkehrten Wirtschaftsordnung sollen durch Hunger zu Leiharbeitern gegen ihre Arbeitsbrüder und -schwester gepreßt werden. Die Beseitigung der Tariflücke ist das Bestreben der kapitalistischen Reaktion. Die am 18. September versammelten Mitglieder des Verbandes der graphischen Hilfsarbeiter und -arbeiterinnen Deutschlands, Zahlstelle Gera, protestieren auf das entschiedenste gegen jede Verschlechterung der Arbeitslosenversicherung und der Sozialgesetzgebung, deren weiteren Ausbau im Interesse der Arbeiterchaft notwendig ist.“ Unter Verschiedenem gelistete der Vorsitzende das Verhalten einiger Mitglieder. Nachdem der Gauleiter für diese eine Zulage herausgeholt hat, weigern sie sich, den Beitrag zu bezahlen. Der Vorsitzende schloß die gutbesuchte Versammlung mit dem Wunsch, die Anwesenden mögen das Gebörige beherzigen und die Säumigen auffordern, die Versammlungen in Zukunft zu besuchen. Denn Einigkeit und Geschlossenheit führt zum Ziel.

Wiesbaden. Am 17. September hatte die Zahlstelle Wiesbaden zu einer gemeinsamen Versammlung mit dem Buchbinderverband eingeladen. Kollegin Gertrud Hanna, Berlin, sprach über „Die Bedeutung der Frauenarbeit und ihr Einfluß auf die wirtschaftliche Lage der Arbeiterchaft“. Aber den Inhalt des Vortrages haben bereits andere Zahlstellen berichtet, so daß wir uns eine eingehende Würdigung ersparen können. Sehr zu beklagen war, daß gerade die weiblichen Mitglieder, für die doch der Vortrag in erster Linie berechnet war, die Versammlung nur spärlich besucht hatten. Kollegin Hanna hat zum Schluß ihrer Ausführungen, doch dafür Sorge zu tragen, daß der Organisation die nötige Unterstützung gesollt werde und mitzuhelfen, das Erreichte zu halten und weiter auszubauen. Mit starkem Beifall wurden die Ausführungen befolgt. Kollege Meß dankte im Namen beider Verbände Kollegin Hanna für den Vortrag, und zeigte an einem Beispiel, welchen Schaden man erleiden kann, wenn man nicht seiner Berufsvorbereitung angehört.

Rundschau

Wie in alter Zeit die Druckerwärde hergestellt wurde, darüber berichtet ein altes Buchdruckerorgan das Folgende: Um die Zeit Gutenberg's war es mit der Farbzubereitung — des „Buchdruckerfettes“ — noch nicht sehr weit her. Vom Aufstundentag war damals noch keine Rede, sondern man wäre sicherlich froh gewesen, wenn sich die Prinzipale mit zehn Stunden zufrieden gegeben hätten. Nach der Arbeit in der „Bude“ ging's dann an die Farbbergeung. Mit Frau und Kindern wanderte man hinaus vor die Stadt, in den alten Wassergräben hatten sie ihre Anlagen zur Erzeugung der Farbe. Tagelöhner mußten die Kinder schon das notwendige Brennmaterial zusammentragen, über dem prallenden Feuer bingen mächtige Kessel, bis zur Hälfte mit Keimöl gefüllt. Zur Herstellung der Druckerwärde war natürlich auch Rauch notwendig; diesen hatten unsere „Zünftler“ schon einige Tage vorher aus dem Kamin geholt, vertrieben, gesiebt und gereinigt. Auf solche Weise hatten sie den lebenswichtigen Stoff zur Farbberereitung gewonnen und obendrein noch die Kosten für das Kaminfeuer erspart. Als das Öl langsam zu kochen anfing, war es in der Regel Zeit, einen Spätmittagsimbiss zu sich zu nehmen. Auf diese Weise stärkte man sich für die nachfolgende schwierige Arbeit. Unter gewaltigen Pflöcken und Brausen wurde nun der Fuß in das siedende Öl geschüttet. Ein mächtiges Qualmen hub an, im Kessel bildeten sich große schwarze, klumpige Knollen, und es bedurfte aller Kraft und Anstrengung, das Ganze wieder durch ständiges Umrühren in eine breite Walle zu verwandeln, solange, bis kein Knöllchen mehr zu finden und die Buchdruckerwärde ihrer Vollendung entgegengegangen war.

Die Arbeitslosenversicherung wieder überschau. Nach den schweren Monaten großer Fehlbeträge kann die Reichsregierung für Arbeitsvermittlung und Arbeitslosenversicherung für den Monat Juni einen Überschuß von 938 000 M. verzeichnen. Die Gesamteinnahmen der Anstalt betragen im Juni 70,86 Millionen Mark und die Ausgaben 69,93 Millionen Mark. Die Monate Juli und August werden vielleicht mit einem etwas günstigeren Ergebnis aufwarten können. Im Herbst wird sich das Verhältnis wieder verschlechtern, wenn nicht inzwischen für neue Einnahmen Vorkehrungen getroffen sind.

Literatur

Hamburg 1928 des Allgemeinen Deutschen Gewerkschaftsbundes. Berlin 1929. Verlagsgesellschaft des Allgemeinen Deutschen Gewerkschaftsbundes. Preis in Feinen gebunden 8,75 M., Organisationspreis 6,60 M., färbertort 8 M., Organisationspreis 6 M.

Das neue Gesicht des Nationalsozialismus. Theorie und Praxis der NSDAP. Herausgegeben vom Bundesvorstand des Reichsbanner Schwarz-rot-gold. Bund Deutscher Arbeiternehmer und Reichsbanner. E. S. W. Verlag. Preis 50 Pf.

Die Arbeit. Zeitschrift für Gewerkschaftswissenschaft und Wirtschaft. Herausgegeben von E. S. W. Verlagsgesellschaft des Allgemeinen Deutschen Gewerkschaftsbundes. E. S. W. Berlin. Abonnementpreis vierteljährlich 3,00 M., für Organisationsmitglieder 2,85 M.

Der 5. Jahrgang der „Uranus“ wird mit dem Septemberheft abgeschlossen. Durch die Anforderung von Probestücken, die vom Uranus-Berlin in Venedig sehr leicht zu beschaffen sind, wird jeder beauftragt finden, daß die „Uranus“ nicht nur die billigste, sondern auch beste natur- und gesellschaftswissenschaftliche Zeitschrift ist und sehr verständlich und klar ihre Auffassung leitet. Ein Abonnement kostet im Vierteljahr 3 Monatshefte und eine Anzahlung in der Ausgabe 1,60 M., in der Ausgabe 2,25 M., und in der Ausgabe 3 M.

Ein Sammel. Von Steiger Georg Berner. 102 Seiten mit 5 Bildern. Berlin 1929. Gewerkschaftsausgabe. Verlagsgesellschaft des Allgemeinen Deutschen Gewerkschaftsbundes. Preis in Ganzleinen 3,50 M.

Unsern lieben Kollegen Georg Schröder die herzlichsten Glückwünsche zu seinem 25jährigen Verbandsjubiläum. Wir danken ihm für seine Verbandsstreuung und wünschen, er möge noch recht lang gesund und frisch die Organisationspflichten erfüllen können. Die Zahlstellenverwaltung Dresden.

Unserer lieben Kollegin Elisabeth Sattler und Bräutigam die besten Glückwünsche zur Vermählung. Zahlstelle Offenbach a. M.

Unsern ersten Vorsitzenden Otto Badak und Gemahlin zu ihrer 18ten Hochzeit am 4. Oktober die herzlichsten Glückwünsche.

Kollegin Elise Stähler zu ihrem 40jährigen Berufsjubiläum am 25. September die herzlichsten Glückwünsche. Die Mitglieder der Zahlstelle Königsberg i. Pr.

Unserer lieben Kollegin Anna Orth und Bräutigam zu ihrer Vermählung am 5. Oktober die herzlichsten Glückwünsche. Zahlstelle Kassel.

Unserer lieben Kollegin Marie Schüller und Bräutigam zur Vermählung die herzlichsten Glückwünsche. Zahlstelle Darmstadt.

Unsern lieben Kollegen Nikolaus Kestler und Braut die herzlichsten Glückwünsche zur Vermählung. Zahlstelle Darmstadt.

Für die Woche vom 20. September bis 5. Oktober ist die Beitragsmarke in das 40. Feld des Mitgliedsbuches oder der Mitgliedskarte zu kleben.

Verantwortlich für Redaktion: F. Schuler, Charlottenburg, Weesendammstraße 14. Berlin. Druck: Buchdruckerei G. M. S. Berlin SW. 11. Dreilindenstraße 6.